

Sabine Belz

# TAUSEND MEILEN UNTER MEINEM FUß

Ein Jahr im China von gestern

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2018

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96145-355-9

Copyright (2018) Engelsdorfer Verlag Leipzig  
Alle Rechte bei der Autorin  
Fotografien © Sabine Belz  
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

18,00 Euro (D)

## Inhalt

<b>Vorwort .....</b>	<b>9</b>
<b>Standardsprache Mandarin .....</b>	<b>13</b>
<b>Peking – die Kaiserstadt.....</b>	<b>17</b>
Die Große Mauer .....	25
<b>„Gemeinsam ein Boot rudern“ .....</b>	<b>29</b>
Die Tongji-Universität – Erstes Abendessen im Peace Hotel –.....	29
Das Aspirantenkolleg 1982/83 .....	29
<b>Shanghai – das „Paris“ Chinas .....</b>	<b>41</b>
Die Stadt – Der Bund – Das Peace Hotel – Der Yu-Garten – .....	41
Einkaufsmeile Nanjing-lu – Der Jadebuddha-Tempel.....	41
<b>Die „Einheit“ kümmert sich um alles!.....</b>	<b>57</b>
„Experte in der „Einheit“ Tongji Daxue – Tai Chi Chuan lernen – Shanghai-Oper .....	57
<b>„Im Himmel gibt es das Paradies, auf Erden gibt es Suzhou und Hangzhou.“ .....</b>	<b>68</b>
Suzhou – Kommune mit Musterwohnung .....	74
Angora-Stickerei .....	78
Seidenraupenzucht .....	80
Perlenzucht, Feuerwerkskörper, Kerzen .....	81
Hangzhou .....	85
<b>Chinesischer Alltag.....</b>	<b>90</b>
Die vier „m“: mei you (haben wir nicht) – mai wan le (ausverkauft) – mingtian (morgen) – mei guanxi (macht nichts, egal) .....	90
<b>„Wer den Taishan überwindet, hat sich selbst überwunden“ (Konfuzius).....</b>	<b>108</b>
Der „heilige Berg“ Tai Shan .....	108

<b>„Wir bauen für hundert Jahre“!</b> .....	<b>120</b>
Qingdao/Tsingtao – die alte deutsche Kolonie Kiautschou.....	120
<b>Qufu – die Geburtsstadt des Konfuzius</b> .....	<b>134</b>
<b>Guilin – die „Stadt des Duftblütenwalds“</b> .....	<b>150</b>
<b>Kunming – die „Stadt des ewigen Frühlings“</b> .....	<b>163</b>
Im Steinwald Shilin und beim Ringkampf der Sani.....	163
<b>Die Enkelin des Tempelwärters</b> .....	<b>178</b>
Leshan: der größte freistehende Buddha der Welt – Berg Emei-shan mit Tempel Baoguosi – Die einzigartigen Höhlen von Dazu – Von Chongqing per Schiff nach Shanghai.....	178
<b>Die Felsskulpturen von Dazu</b> .....	<b>194</b>
Taoistisch-buddhistisch-konfuzianisches Panorama – Per Schiff auf dem Yangtsekiang von Chongqing nach Shanghai.....	194
<b>Eine Armee für das Jenseits</b> .....	<b>208</b>
Xian – Stadt der Seidenstraße – Das Grab des „Gelben Kaisers“: die Tonsoldaten – Höhlenwohnungen. Die älteste Moschee Chinas .....	208
<b>Hainan – das Hawaii Chinas</b> .....	<b>226</b>
<b>Elf Monate später</b> .....	<b>241</b>



*Meine Reiserouten*



„Eine Reise von tausend Meilen beginnt unter deinem Fuß.“  
千里之行，始於足下 – „Qiān lǐ zhī xíng, shǐ yú zú xià.“  
(Daodejing)

## VORWORT

In der endlosen grünen Berglandschaft im Norden Nepals bewacht ein einsamer chinesischer Soldat die kaum markierte Grenze. Ich winke ihm. Er winkt – natürlich – nicht zurück. Zum ersten Mal spüre ich den Wunsch, dieses China, das dort an der Grenze beginnt, kennenzulernen. Es ist mehr als ein Wunsch, fast eine sentimentale Sehnsucht. Ich bin selbst überrascht.

Vier Jahre später, 1982, bietet sich mir die unerwartete Gelegenheit, meinen Wunsch zu verwirklichen, China, dieses abgeschottete Land, ein wenig „von innen“ kennenzulernen: ein elfmonatiger Lehrauftrag an der Tongji-Universität Shanghai wird mir angeboten, den ich begeistert annehme.

China war zu Beginn der 1980er Jahre ein armes Land, das in seiner Planwirtschaft – trotz sogenannter Vollbeschäftigung – stagnierte. Die Spuren der Zerstörung durch die Kulturrevolution waren besonders deutlich an kulturellen Stätten sichtbar. Die Kommunen wirkten rückständig, ihre Herstellungsmethoden und Produkte ebenfalls.

Eine Neuorientierung schien dringend notwendig: sie begann mit der von Deng Xiao-Ping verkündeten „wirtschaftlichen Liberalisierung“ im Jahr 1984, eine einschneidende grundsätzliche Veränderung, deren Dynamik niemand voraussah. Die allmähliche Auflösung der Kommunen und das Ermöglichen von Privatverdienst sollte schließlich sogar das Einparteiensystem infrage stellen. 1989 kam es zum Volksaufstand auf dem Tian-an-Men-Platz in Peking, der das Land zu erfassen drohte und den derselbe Deng mit aller Gewalt niederschlagen ließ. Die Macht der Partei blieb bis heute ungebrochen.

Seitdem hat sich das Leben in China drastisch verändert; vieles ist verschwunden oder „modernisiert“ worden. Die Vergangenheit wurde als überwunden erklärt, eine kritische Diskussion von Maos Kulturrevolution oder den Ereignissen von 1989 ist bis heute verboten. Nach dem Willen der herrschenden Kommunistischen Partei ist China kraftvoll und entschieden zur Wirtschaftsmacht, zum „global player“, aufgestiegen.



### *In China auf Reisen*

An den Wochenenden und in den langen Ferien zum Frühlingsfest bin ich soviel und soweit wie möglich im Land herumgereist. Trotz beschränkter Mandarin-Kenntnisse – Englisch sprach damals fast niemand, schon gar nicht in ländlichen Regionen – kam ich ohne Zwischenfälle weit in den Süden nach Guilin und Kunming, zum gewaltigen Buddha von Leshan, sogar bis auf die Insel Hainan, nach Westen bis Xian und zu den Höhlen von Dazu und nach Nordosten bis Qufu, dem Geburtsort von Konfuzius, auf den heiligen Berg Taishan und in die ehemalige deutsche Kolonialstadt Qingdao. Die rund 700 Fotos, die ich in dieser Zeit gemacht habe, dienen mir heute als Erinnerungsauslöser für Erlebnisse und Eindrücke unterwegs oder auch im Alltag in der Stadt Shanghai. Es sind persönliche Momentaufnahmen aus einer Zeit kurz vor Chinas gewaltigem Umbruch. Meine Studenten, die ich dreißig Jahre später wiedersah, haben mich bestärkt, diese Fotos und Aufzeichnungen zu veröffentlichen.

Ihnen ist dieses Buch gewidmet.





*Fremde gucken!*



*China fährt Fahrrad*



*Für ein Schälchen Tee ist immer Zeit*

## STANDARDSPRACHE MANDARIN

Vor der Ausreise nach China wurde ich eingeladen, ein intensives sprachliches und landeskundliches Vorbereitungsprogramm zu absolvieren, eigentlich eingerichtet für Mitarbeiter des Auswärtigen Dienstes. In Bad Honnef, in einer alten Villa mit großem Garten, Seminarräumen und angenehmen Gästezimmern samt Vollverpflegung, aller Alltagspflichten enthoben, absolvierten meine Kollegen und ich einen vierwöchigen ganztägigen Vorbereitungskurs mit Intensiv-Sprachunterricht in Mandarin, der am meisten gesprochenen Sprache in China, und konzentrierter thematischer Länderinformation in Form von Texten, mündlichen Vorträgen oder Video-Material – eine Art positiver „Gehirnwäsche“ in Sachen China, die sich als sehr ertragreich, enorm nützlich, ja, unentbehrlich herausstellte. Danach konnte ich einige wichtige chinesische Schriftzeichen lesen und hatte elementare mündliche Sprachkenntnisse – vermittelt in lateinischer Umschrift, genannt Pinyin.

Hier lag der Schlüssel für meine späteren Alleinreisen durch das Land, aber das verstand ich dann erst dort. Denn nahezu niemand sprach damals Englisch in China; ohne ein paar Brocken Mandarin hätte ich kaum allein durchs Land reisen können.

In Shanghai blieb mir neben meinen Unterrichtsverpflichtungen nur wenig Zeit, selbst weiterzulernen. Aber ich konnte meine Vorkenntnisse in Mandarin erweitern und aus dem täglichen Umgang Redewendungen aufnehmen. Eine Grundverständigung war möglich beim Einkaufen, in Restaurants, im Bus, und vor allem auf Reisen ...

Dies bedeutete auch einen essentiellen Zugang zur Sprach-Welt meiner Studenten. Es half sehr, ihre Lernschwierigkeiten zu verstehen und darauf eingehen zu können.

Dazu einige Bemerkungen zu den Besonderheiten der chinesischen Sprache:

Chinesisch (Mandarin) ist eine Bild-Sprache. Chinesen lieben Metaphern, um Dinge, Vorgänge zu umschreiben. An den alten chinesischen Zeichen kann man manchmal noch das „Bild“ als Grundlage erkennen. Chinesisch unterscheidet sich daher in den wesentlichen Grundlagen von allen Sprachen, die auf einem Alphabet basieren. Es gibt keine Buchstaben und auch keine „Wörter“, sondern „Piktogramme“, die ihrerseits aus Grundzeichen (227 Radikale) und aus Zusatzzeichen „komponiert“ werden; diese ergeben ein Zeichen, das kein Wort, sondern einen Bedeutungszusammenhang ausdrückt, für den in der Übersetzung manchmal ein ganzer Satz erforder-

lich ist. Das Chinesische ist sehr komplex, eine Art Kurzschrift. Und es bleibt immer ein Deutungspielraum offen, d.h. es gibt fast immer mehrere Möglichkeiten der Übersetzung.

Die grammatikalische Struktur des Mandarin ist erstaunlich simpel: Das Verb bleibt im Chinesischen immer im Infinitiv. Im Deutschen wird dekliniert, es gibt verschiedene Zeitformen und zusammengesetzte Verben, eine feste Ordnung im Satz und eine Satzmelodie, die z.B. eine Frage begleitet. Das alles gibt es im Mandarin nicht.

Um Zukunft, Vergangenheit, eine Frage oder eine Bekräftigung auszudrücken wird das Verb nicht verändert oder gar der ganze Satz, sondern lediglich eine Partikel an das Verbende (Vergangenheit, Zukunft) oder Satzende (Frage, Ausruf) gehängt. Die Folge der Zeichen folgt keiner Ordnung; ein Satz beginnt normalerweise mit dem Subjekt, aber je nach Betonung kann auch ein anderes Element am Satzanfang stehen (statt „ich“ oder „er“, „heute“ oder „dort“). Auch das Verb kann an jeder beliebigen Stelle stehen, es bleibt

immer im Infinitiv – eigentlich viel einfacher als z.B. in einem deutschen Satz mit fester Ordnung und Deklination.

Die Schwierigkeit des Mandarins liegt vor allem in der Aussprache. Jedes Zeichen trägt einen „Ton“, der Bedeutungsträger ist, es gibt vier „Töne“, die unbedingt zu beachten sind, das heißt, der Ton muss korrekt ausgesprochen werden. Aus dieser Tonfolge der einzelnen Zeichen entsteht ein Satz mit seiner ganz eigenen „Melodie“.

So kann es sich ergeben, dass am Ende einer Frage ein Begriff steht, der einen abfallenden Ton hat. Dann senkt sich die Stimme am Satzende. Wir sind es hingegen gewohnt, am Ende einer Frage die Stimme zu heben, im Mandarin wird die Frage lediglich durch ein angehängtes „ma“ ohne Hebung der Stimme gekennzeichnet, „ma“ als Fragepartikel trägt einen abfallenden Ton. Auch eine Prosodie in unserem Sinne lässt sich so nicht herstellen, vielmehr „tanzt“ die Betonung je nach Zeichen auf und ab ohne Hinweis, ob es sich um einen Ausruf, eine Frage oder einen neutralen Satz handelt. Dies stellte für mich (und für die meisten Ausländer) die größte Schwierigkeit – und Fehlerquelle – dar.

Wird der falsche Ton zugeordnet, ändert sich die Bedeutung, das Gesagte wird nicht verstanden. Dazu gibt es eine Menge Witze über Ausländer, die ins Milchgeschäft kommen und Milch kaufen wollen, aber „ma“ = Frage stattdessen wie „ma“ = Pferd aussprechen. Alle lachen natürlich. Ob der ausländische Kunde seine Milch dennoch bekommen hat, wird nicht berichtet (vermutlich ja, denn eine Art Kontext existiert trotz allem).

妈	mā	Mutter	1. Ton –
骂	mǎ	schimpfen	4. Ton ㄛˋ
马	mǎ	Pferd	3. Ton ㄛˇ
吗	ma	Fragepartikel	unbetont

Selbst innerhalb der stark voneinander abweichenden regionalen Dialekte des Mandarin gibt es Missverständnisse in der Betonung, und so sieht man nicht selten auf der Straße Chinesen aus unterschiedlichen Landesteilen im Gespräch, die sich durch in die Hand angedeutete Zeichen im Gespräch absichern. Schon zwischen Shanghai und Peking gibt es deutliche Ausspracheunterschiede, die sogar für mich hörbar waren.

Zahlen werden durch Fingerzeichen zusätzlich geklärt. Ob es tatsächlich ein Missverständnis geben kann, wenn vier Personen vier Bier bestellen, weil „vier = si“ als „zehn = shi“ gehört wurde, habe ich nicht ausprobiert. Mir wurde aber gesagt, gerade bei vier und zehn sei es sicherer, das entsprechende Fingerzeichen zu liefern.

Ich habe versucht, die wichtigsten chinesischen Zeichen, die zur Orientierung erforderlich waren, lesen zu lernen. Der durchschnittlich gebildete Chinese beherrsche ca. 3000, sagte man mir damals. Man lernt die Zeichen am besten durch Schreiben, möglichst mit Tusche und Pinsel, also in Kalligraphie. Die chinesische Kalligraphie ist sehr schön, elegant und von großer Tradition und wurde besonders in den buddhistischen Klöstern gepflegt. Während der Kulturrevolution wurden die meisten der Klöster geschlossen, die Mönche „umerzogen“. Wer pflegte danach die Tradition der Kalligraphie?

An der Tongji-Universität fand ich einen älteren Lehrer, der mich in die Grundregeln einwies. Es begann damit, die Tusche zu reiben mit einem Tuschestein und etwas Wasser – nicht zu flüssig, nicht zu dick. Das Zubehör konnte ich im Shanghaier Freundschaftsladen in der Andenken-Abteilung kaufen, auch im Jadebuddha-Tempel im Touristen-Shop. Schon die Tusche zu reiben ist eine ritualisierte Kunst; nur mit gut geriebener Tusche kann „schön“ geschrieben werden. Die Tusche zu reiben und die alten Zeichen zu üben, hat eine hohe meditative Aura, ist Meditation. Dafür braucht man Zeit, Muße, Fleiß und Geduld. Leider hatte ich viel zu wenig Zeit, um mehr als die Anfänge zu lernen. Die Schönheit eines

Schriftbildes wird in China hoch geachtet; alte „schöne“ Kalligraphien haben heute wieder einen hohen Wert. Was aus dieser Tradition in Zeiten des Computers wohl werden mag?

Dies sei hier sehr kurz angemerkt, um zu beschreiben, dass ich in den vier Vorbereitungswochen nur allererste Vorkenntnisse dieses vollkommen anderen Sprachsystems erwerben konnte.

Ich konnte danach besser einschätzen, wie gewaltig die Anforderungen an die fünfund-siebzig chinesischen Elite-Studenten waren, in einem knappen Jahr Deutsch bis zum Universitätsniveau zu erlernen. Voraussetzung war natürlich das Beherrschen des lateinischen Alphabets, fast alle hatten Grundkenntnisse in Englisch.

Eine gewaltige Aufgabe lag vor uns, die Erwartungen waren sehr hoch und die Zeit war knapp. Ein „Experte“, der mehrere Jahre in China verbrachte, wurde „alter“ Freund genannt, „lao pengyou“, ein Experte, der nur kurze Zeit blieb, so wie ich, wurde „kleiner“ Freund genannt – ich war nur ein „xiao pengyou“, der ein knappes Jahr mit den Tongji-Studenten das gemeinsame Boot rudern würde. Tongji leitete sich ab von „tongji hua chuan“ = „gemeinsam ein Boot rudern“ (同濟大學), also zum Ziel kommen.

工 = Arbeit

力 = Kraft

功 = Erfolg



## PEKING – DIE KAISERSTADT

### Der Tian-an-men-Platz – Die Verbotene Stadt – Der Himmelstempel

Der Flug von Frankfurt nach Shanghai ging über Peking. Auf dem Flughafen von Chinas Hauptstadt wurden wir offiziell in Empfang genommen: Frau Yang, vom Ausländeramt der Tongji-Universität Shanghai, erwartete meine Kollegen und mich mit einem unübersehbaren Begrüßungsschild auf Deutsch. Von nun an gehörten wir zur „Einheit“ Tongji-Universität Shanghai und wurden vorschriftsmäßig „betreut“.

Pass-Formalitäten und Zollabfertigung verliefen reibungslos und vor dem Ausgang erwartete uns ein Minibus, der uns in unser Hotel brachte, ein sozialistischer Prachtbau aus Beton mit großen, aber sehr schlicht eingerichteten Zimmern. Ich staunte während der Fahrt die breiten, fast verkehrslosen Straßen an. Busse, ältere Lastwagen und einige Taxis fuhren herum und jede Menge Radfahrer, dennoch schienen die Straßen leer. Es gab anscheinend keine privaten Autos, nur wenige schwarze Limousinen, die ich noch nie gesehen hatte.



*Boulevard in Peking*

Das war das Modell „Rote Fahne“, ein chinesischer Wagen, in dem sich nur hohe Funktionäre hinter verdunkelten Scheiben mit braunroten Gardinen chauffieren ließen; seine Produktion wurde erst vor kurzem eingestellt. Keine Autos – ein ungewohnter Anblick. Und es fehlte der dazugehörige Verkehrslärm – als hätte jemand den Ton abgestellt. Das gab der Stadt etwas Friedliches, aber auch Rückständiges.

Unsere chinesischen Gastgeber hatten es so geplant, dass wir in Peking nach dem 12-stündigen Flug einen Tag Pause einlegten, um vormittags den Kaiserpalast (die „Verbotene Stadt“) und den Himmelstempel, nachmittags die Chinesische Mauer – die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Chinas – zu besichtigen. Das war sicher gut gedacht, machte mich dennoch nicht froh. Im Gegenteil: ich wäre lieber gleich weiter nach Shanghai und hinein in die neue chinesische Existenz gereist. Tatsächlich ist die „Verbotene Stadt“ nicht nur durch ihre gigantische Ausdehnung (720.000 m<sup>2</sup> insgesamt, darauf 890 Palastgebäude mit 150.000 m<sup>2</sup> umbauter Fläche!), sondern auch durch ihre Einzigartigkeit kein Reiseziel, das man in einigen Stunden „abhaken“ kann.

Fast 400 Jahre hatte hier die letzte Mandschu-Dynastie Qing regiert, 3000 Menschen – Diener, Hofbeamte, Eunuchen, Konkubinen – hatten die von einer dicken Mauer umgebenen zahlreichen Palastgebäude bevölkert, stets dem Kaiser zu Diensten, und niemand von außen durfte das Gelände ohne Aufforderung betreten: „Verbotene Stadt“. Die Regeln für die Bediensteten waren streng: Wer einem bestimmten Palastbezirk zugeordnet war, durfte diesen nicht verlassen, keinen anderen betreten und nur bestimmte Wege benutzen. Dem Kaiser durfte bei Todesstrafe keinesfalls begegnet werden.

Nach einer kurzen Nacht – denn schon ab 6 Uhr früh rumorte hörbar der Reinigungsdienst auf den Fluren – lud uns am nächsten Morgen wieder der Minibus ein und fuhr uns zum Kaiserpalast. Vor dem Eingangstor erstreckte sich ein gewaltiger freier Platz, der eine Million Menschen und mehr fassen konnte. Das war der „Platz des Himmlischen Friedens“, der Tian-an-Men-Platz, mit 50 ha der größte Platz der Welt, heute Begriff für den höchst unfriedlich niedergeschlagenen Volksaufstand gegen das Regime im Juni 89. 1982 sah ich dort vor allem viele Gruppen chinesischer Besucher in den üblichen weißen Hemden und blauen oder grünen Hosen über den Platz flanieren. Oft stand man für Fotos beieinander, ein Tor zur Kaiserstadt oder den Volkspalast im Hintergrund.





*Peking, Tian-an-men Platz*

Die „Verbotene Stadt“ ist komplett umgeben von einer 10 m hohen Mauer. Über dem Eingang des breiten Torgebäudes, durch den man auf das Palastgelände gelangt, hängt in der Mitte ein sehr großes Mao-Porträtfoto mit Schriftzeichen: links „Lang lebe die Volksrepublik China“ und rechts „Lang lebe die Volksvereinigung der ganzen Welt“ – Worte des „Großen Vorsitzenden“. Hinter der Mauer umgibt ein 52 m breiter Wassergraben die gesamte Anlage, über den flache Brücken aus Marmor führen. Erst dann erreicht man das Haupteingangstor in den Kaiserpalast, das nach Süden liegende „Mittagstor“, ein wuchtiges Gebäude aus rotbraunem Holz mit einem kräftigen Doppeldach aus gelblackierten („Kaisergelb“) Schindeln, das sich nur an den Enden elegant nach außen wölbt. Es ist mächtig, aber schlicht und fast bescheiden.

Auf der gegenüberliegenden Seite dieses Platzes sah ich den in der Mao-Zeit errichteten Volkspalast, in dem jährlich etwa 3000 Delegierte aus ganz China zusammenkommen. Hier befindet sich auch das Mao-Mausoleum, vor dem eine lange Publikumsschlange wartete. Dafür reichte meine Zeit nicht. Es waren drei Stunden angesetzt für den Kaiserpalast – mit Führung, an der ich nicht teilnahm. Ich wollte die knappe Zeit nutzen und selbst schauen. Dafür nahm ich in Kauf, dass mir so manche nützliche Erklärung über die Anordnung der Palastgebäude und das Konzept der Gesamtanlage

entging. Ich nahm mir vor, unbedingt wiederzukommen mit viel mehr Vorwissen, Zeit und Muße. Von der gewaltigen Anlage konnte ich ohnehin nur einen winzigen Bruchteil ablaufen, geschweige denn wirklich aufnehmen.



*Die Autorin auf dem Tian-an-men Platz*

Ich betrat durch das relativ enge Tor der dicken Umfassungsmauer den öffentlichen Bereich der Anlage und stand vor mehreren als Brücken angelegten Treppen, die über den breiten Graben zu einem weiteren Portikus hinaufführten: das erste Tor zum inneren Palastbereich. Die mittlere, besonders breite Treppe wurde zur Kaiserzeit ausschließlich von IHM betreten; links und rechts davon gab es schmalere, ebenso mit flachen Stufen gestaltete Zugänge für das „Personal“. Brücken, Wege und Treppen waren auf weißen Marmorterrassen errichtet und wurden begrenzt durch Marmorbalustraden mit stilisiertem Blumendekor – nirgendwo stand eine Pflanze oder ein Baum, aber in der Mitte jedes Platzes ein großes bronzenes Räuchergefäß. Eine perfekte klare, konzeptuelle Ästhetik. Es waren auch keine Lautsprecher zu hören, es gab keinerlei Verkehr Geräusche. Nur das leise Gemurmel der Menschen klang im Hintergrund.

Die mittlere Tür des ersten Eingangstores mit mächtigen rot lackierten Holzflügeln und großen schmiedeeisernen Verzierungen (sogenannten

Nägeln), war geschlossen – das Tor für den Kaiser. Die Besucher gingen auch heute noch links oder rechts durch kleinere Türen hinein. Das Dach war an der Unterseite reich dekoriert mit in Gold, Rot und Grün bemaltem Kassettendekor und begrenzt durch einen Fries aus goldenen Drachen auf schwarzem Untergrund in immer wieder abgewandelter Stilisierung. Der Drache symbolisiert die Macht des Kaisers und kehrt in gemalter, glasierter oder geschnitzter Form an den meisten historischen Bauwerken wieder, insbesondere in der Verbotenen Stadt, der Kaiser-Stadt. Es waren so viele Details, die ich zum ersten Mal sah, fremd und aufregend – und ich war noch nicht einmal in die Palastanlage gelangt. Ich durchschritt das erste Tor, wieder folgte eine weite leere Fläche aus Marmorterrassen mit Balustraden, danach das quadratische „Tor der mittleren Harmonie“, daneben im rechten Winkel das rechteckige „Tor der Wahrung der Harmonie“. Die Tore ähnelten sich in ihrer Architektur, alle trugen ein Dach mit den typischen goldglänzenden Schindeln.



*Peking, der Kaiserpalast*

Ininigem Abstand dahinter lag das wichtigste Gebäude der Anlage, die „Halle der höchsten Harmonie“. Sie war ausschließlich für bedeutende Zeremonien des Kaisers bestimmt, vor allem anlässlich seiner Thronbesteigung oder bei der Ernennung wichtiger Hofbeamter. Die Halle stand etwas

erhöht, und mehrere breite Marmortreppen mit Drachen-Balustraden führten links und rechts hinauf. In der Mitte wieder die breite, leere Treppe für den Kaiser. Hatte sie wirklich niemand mehr seit Ende der Dynastie um 1926 betreten? In der weiten leeren Halle stand – flankiert durch zwei fast lebensgroße Elefantensstatuen – nichts als der überdimensionierte vergoldete Thron des Kaisers, dem sich niemand hat aufrecht nähern dürfen, nur mit gesenktem Kopf und niedergeschlagenen Augen. Wer dem Kaiser ins Gesicht, gar in die Augen sah, war unverzüglich des Todes.

Die Halle war riesenhaft: 35 Meter hoch und 2400 m<sup>2</sup> groß, getragen von 24 dicken runden Holz-Säulen, dunkelrot, wie das ganze mit goldenem Drachenfries dekorierte Gebäude. Ich versuchte, mir den letzten als klein und zierlich beschriebenen Kaiser vorzustellen, der in dieser Leere auf seinem Thron Zeremonien vollzog – welche Einsamkeit und Kälte! Und welche Ehrfurcht, ja Angst vor dem so inszenierten Herrscher!

Auch jetzt hörte man kein Geräusch, es herrschte auch heute weihevoll – oder beklemmende? – Stille.

Kühl war es außerdem und ich fragte mich, wie hier wohl die Temperaturen im Winter gewesen sein mochten. War es überhaupt denkbar gewesen, dass der Kaiser fror?

Die Inschriften konnte ich nicht entziffern, aber die Aura dieser Halle, die bis 1926 – solange durfte Pu Yi, der letzte Kaiser hier residieren – nur von Auserwählten betreten wurde, wirkte sehr stark. Ich fühlte mich verloren und befremdet. Gern hätte ich einen der chinesischen Besucher gefragt, was sie an diesem Ort empfinden: Ehrfurcht, Respekt, Schadenfreude, reine Neugier? Immerhin hatte zwischendurch die Grosse Kulturrevolution stattgefunden, die das Jahrtausende alte Kaisertum abrupt beendete. Die Kaiserstadt als solche blieb erstaunlicherweise verschont; nichts wurde geplündert oder zerstört. Rotgardisten schützten sogar die Palastanlage.

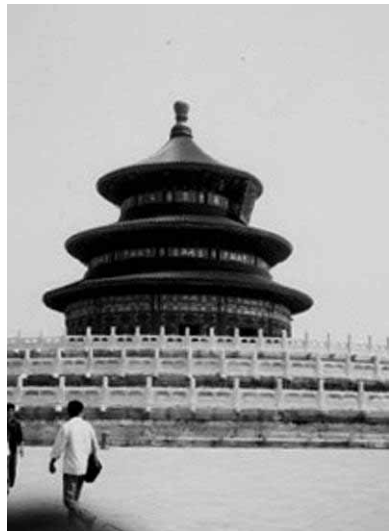


Ich fotografierte viel, um mich der Eindrücke ein wenig habhaft zu machen. Ich bat einen jungen Chinesen, mich mit meiner Kamera vor einem der herrlichen Bronze-Wächterlöwen zu fotografieren. Das tat er gern, wollte dann aber seinerseits ein Foto mit mir gemeinsam, das einer seiner Freunde mit seiner Box aufnahm. Eine Situation, in die ich noch des Öfteren auf Reisen und selbst in Shanghai kommen sollte – alleinreisende Ausländer bzw. -innen waren noch selten. Überall standen chinesische Besuchergruppen (ebenfalls „Einheiten“ auf Ausflug?) oder Familien zu Fotozwecken beisammen – ein Besuch in der „Verbotenen Stadt“ schien einer Art Pilgerfahrt gleichzukommen.

Was ich verstand, war diese gewaltige Phantasie einer Herrschaftsdynastie, deren Palast in seinen Ausmaßen ein Versailles in den Schatten stellte. Christoph Ransmayr hat in seinem jüngsten Roman „Cox“ den auf Unendlichkeit zielenden Anspruch dieses Kaisertums für uns in eine plastische Geschichte übersetzt.

Es funktionierte immer noch. Beeindruckt und hilflos stand ich davor, bzw. mittendrin. Ich umrundete die Harmonie-Hallen und blieb immer wieder staunend stehen. Da rief mich jemand: ich sah die chinesische Dame der Tongji-Universität, die mir heftig zuwinkte und sichtlich froh war, mich wieder eingefangen zu haben. Es ginge jetzt weiter zum „Himmelstempel“ und dieser gehört nicht zum Kaiserpalast, wie ich angenommen hatte. Gerade mal die Hälfte der drei Stunden war vergangen, und wie gern wäre ich noch geblieben! Also wieder zurück, heraus aus der „Verbotenen Stadt“ und in den Kleinbus. Wir fuhren um den Tian-an-Men-Platz herum südwärts.

Der „Himmelstempel“ (erbaut 1420, 1889 abgebrannt und 1890 neu errichtet) ist die weltweit größte Tempelanlage zur Anbetung des Himmels. Sie besteht aus einem großen öffentlichen Park mit zwei runden Tempelgebäuden. Im nördlichen Teil steht die große „Halle der Ernteopfer“ für das jährliche Erntegebet des Kaisers. Sie wurde auf einer 20m hohen Basis aus Marmor in Form einer dreistufigen Terrasse errichtet. Das Besondere und



Unverwechselbare ist ihre Form: kreisrund – rund wie die Erde – 36 m breit und 38 m hoch. Ihr dreistufiges Dach strahlt im dunklen Blau der glasierten Dachziegel, die Mitte krönt eine kräftige abgerundete golden leuchtende Spitze – ein schöner Tempel!

Südlich davon, in einer exakten Nord-Süd-Achse, steht die „Halle des Himmelsgewölbes“, eine kleinere, ebenso runde Tempel-Halle mit einem einstufigen, ebenfalls blau glasierten Dach. Beide Hallen sind umgeben von einer glatten, exakt kreisförmigen Mauer, einer Echomauer, die jedes Flüstern von einem Ende ans andere überträgt. In der nördlichen Halle betete der Kaiser im Frühling für eine gute Ernte, in der südlichen Halle wurde in den Wintermonaten auf dem Altar geopfert. Wurden hier auch heute noch Ernteriten vollzogen? Und durch wen? Beide Hallen waren geschlossen, sie wirkten durch ihre harmonische Form und das herrliche Blau der Dächer. Drumherum lag die parkähnliche Anlage mit vielen alten Bäumen und ungewohnt viel Grün nach der steinernen Kaiserstadt. Chinesische Familien und Ausflugsgruppen lagerten auf den Wiesen.

Hier ging es weniger weihevoll zu; ich sah Kinderhorden im Park herumrennen und viele Paare die Echomauer ausprobieren – man hörte tatsächlich jedes Wort und jedes Kichern von der gegenüberliegenden Seite. Was sie sich wohl zuriefen?

Der Himmelstempel-Park war beliebt bei den Pekingern als Ausflugsziel. Nach der einschüchternden „Verbotenen Stadt“ tat es gut, diese zwar große, aber doch den Menschen zugedachte Tempelanlage zu sehen. Der kleinere Himmelstempel war offensichtlich sehr beliebt als Hintergrund für Andenken-Fotos. Auch hier posierte man für die Kamera.

Nun hatte ich tatsächlich in drei Stunden die wichtigsten Sehenswürdigkeiten Pekings gesehen: den Tian-an-Men-Platz, die Verbotene Stadt und den Himmelstempel.

Die zweite Hälfte des Tages gehörte der Chinesischen Mauer; die stand am Nachmittag auf dem Programm nach einer kurzen Mittagspause.